

Nachdenken über Preußen

Festvortrag von
Prof. Dr. Christoph Stölzl
am 4. August 2013
anlässlich des 30-jährigen Jubiläums
der Freunde der
Preußischen Schlösser und Gärten e. V.

Herausgeber Freunde der
Preußischen Schlösser und Gärten e. V.



Preußen – wo liegt es? Die Ländermasse, einst quer über den Kontinent gespannt, findet man nur noch in historischen Atlanten. Wer mit dem Finger die Konturen abfährt, staunt über das scheinbar Zufällige der Grenzziehung. Da ist kein großartiges geopolitisches Muster, das sich dem ersten Blick erschlösse: Nicht Bergketten, Flussläufe machen Preußen aus, sondern die Menschen allein. Und Menschen waren es auch, nicht geopolitische oder wirtschaftliche Sachzwänge, die mit ihren durchaus freiwilligen Handlungen Preußen in den Abgrund gerissen haben. Der Schlusspunkt wurde vor nun schon fast 70 Jahren gesetzt. Dann war Preußen erst tabu, dann vergessen, dann Erkundungsland.

Lange Zeit galt schon der Ausflug in die politisch-moralische Archäologie Preußens als riskant. Das hat mit der *damnatio memoriae* durch die Siegermächte des Zweiten Weltkrieges zu tun, aber auch mit der Überanstrengung, welche die imperial gesinnten Deutschen selbst dem Preußischen in seiner letzten Phase nach 1871 aufgezwungen hatten. Der hysterischen Vergötzung Preußens, das für Wilhelm II. die Rolle einer Filmkulisse einnehmen musste, folgte kaum ein halbes Jahrhundert später die Generalverurteilung als vermeintlicher Hort aller deutschen Aggressionskraft. Die Zeit hat inzwischen ihr gleichmütiges Einebnungswerk getan. Der Zorn wie die Liebe, die sich auf Preußen richten, sind milde ge-

worden. Seit die weltpolitischen Verträge, die der deutschen Einigung vorangingen, die machtpolitische Frage nach dem alten deutschen Osten so lapidar beantwortet haben, wie es die Welt rund um Deutschland schon seit zwei Generationen tat, darf sich unser Interesse an Preußen endlich in antiquarische Sympathie verwandeln.

Preußen – das ist ein ferner Klang, trotz der Greifbarkeit von Sanssouci und Rheinsberg, trotz der Zeugnisse von preußischem Barock und preußischem Klassizismus in Berlin. Für die meisten Zeitgenossen besteht dieser Klang jenseits der Sightseeing-Tour Berlin vermutlich aus Namen, die viele nicht mehr kennen. Unvorstellbar verwehte Zeit, in der nach den Worten von Walter Benjamin in seiner wunderbaren *Berliner Kindheit um Neunzehnhundert* die Weltgeschichte in einem preußischen Schlusskapitel mit dem Sedanstag gipfelte – Preußen-Bewusste, aber auch nur sie, wissen es noch: der 2. September 1870. Danach, so Benjamin, schien nichts Höheres mehr denkbar.

Viele von uns, so vermute ich, fasziniert dieses ferne Preußen gerade deshalb, weil ihm der Zauber des unwiederbringlich Abgeschlossenen anhaftet. An Preußen zu denken, das folgt anderen Gesetzen im Verhältnis von Vergangenheit und Gegenwart als sie im selbstbewussten Föderalismus seit 1946 üblich geworden sind.

Bayern zum Beispiel und das Herrschergeschlecht Wittelsbach, das mit seiner heraldischen Raute im Corporate Design einer modernen Partei Eingang gefunden hat, sind ganz aktuelle Gegenwart, das robuste, von keiner Schwermut angekränkelte Motivrecycling zum Zwecke der Standortförderung inbegriffen.

Die Preußen-Freunde hingegen finden die Spuren überall und nirgends, in der Staatsoper Unter den Linden, aber auch auf der amerikanischen Landkarte. Da gibt es den winzigen Ort »Prussia«, tief im Westen, nahe bei »Luther« und »Zion«. Der Stechschritt der Elitesoldaten auf dem Ehrenfriedhof von Arlington erinnert unmittelbar an den preußischen Baron von Steuben, der die junge Revolutionsarmee ge drillt hat.

Gibt es überhaupt eine Matrix des Preußischen? Vielleicht so: kein historisches Gewimmel, sondern Aufstieg und Fall in dramatischer Klarheit und Steigerung ohne Weitschweifigkeit und Unbeträchtlichkeit. Ruhm und Reue sind wahrscheinlich nirgendwo so eng benachbart. Ein Staat beschließt (das ist noch gar nicht so lange her), stark zu werden durch Modernität, Wissenschaft, Kultur, Militärkunst, die damals zur Zivilisation gerechnet wurde, und kühl-nüchtern kalkulierende Einwanderungspolitik. Kulturelle Gegensätze werden ausgeglichen durch überzeugende Ideen – simpel, aber praktisch: Pflicht für alle, durch Fleiß zum Gemeinwohl beizutragen, macht-

geschützte Rechtsstaatlichkeit, Toleranz und praktikable Humanität, die jeden nach seiner Fassung selig werden lässt.

Die Formel war erfolgreich, und die Karriere Preußens zur Großmacht wurde das Staunen Europas. Aber nur 75 Jahre nach dem größten preußischen Triumph, der Gründung des Deutschen Reiches, verschwand Preußen von der Landkarte. Was bleibt, ist Erinnerung. Es ist paradox und soll am Rande bemerkt werden, dass dies auch das Schicksal des großen alten Konkurrenten war, nämlich der K.-u.-k.-Monarchie. Auch sie lebt eigentlich als ein Phantom, als eine literarische Konstruktion, und es ist ein ironischer Nebensatz der Geschichte, dass der legendäre, Altösterreich malende Roman *Radetzkymarsch* von Joseph Roth in Mampes Likörstube am Kurfürstendamm geschrieben worden ist. Ähnlich paradox, dass einer der schönsten Altpreußen-Romane, nämlich *Pasenow oder die Romantik*, von Hermann Broch, einem jüdischen Autor, in Wien geschrieben worden ist.

Also Erinnerung. Begeben wir uns – und da bin ich auf den Spuren von Werner Knopp, Sebastian Haffner, Wolf Jobst Siedler, Christian Graf von Krockow und Marion Gräfin Dönhoff –, begeben wir uns also auf einen kleinen Erinnerungsspaziergang. Übrigens nicht mit, wie der große preußische Staatsphilosoph Hegel für diese

Gelegenheit empfiehlt, »teilnahmsloser Trauer«, wenn ein Phänomen aus der Geschichte verschwindet, sondern, sagen wir es rundheraus, mit Sympathie, mit Mitgefühl gegenüber unserem Gegenstand – sonst hätten wir uns heute gar nicht zu diesem Thema versammelt.

Die märkische Keimzelle, diese Idee, dass man aus nichts etwas machen kann, dass Armut kein Endpunkt ist, sondern der Anfang, das ist oft beschrieben, auch oft idealisiert worden. Graf von Krockow hat gesagt, da kein natürlicher Reichtum vorhanden war, habe es auch nicht jene Trägheit gegeben, die den Arbeitswillen blockiert, eine im Grunde ungerechte Äußerung. Selbst wenn man gute Ackerböden hat wie in der Magdeburger Börde, kann man vernünftige Politik gestalten. Aber das gehört auch schon zu Preußen dazu: Von Anfang an hat man eine gute Hand gehabt, aus dem, was man ohnehin tun musste, sogleich eine idealisierte Gesetzmäßigkeit und Botschaft zu formen. Natürlich gab es in Brandenburg-Preußen koloniales Neuland, und dort gab es keine lähmenden Traditionen. Was aber viel mehr als Bodenqualitäten das Preußische geprägt hat, war eine moralische Weichenstellung. Diese Grundformel des Preußischen – und damit später auch des Deutschen – hatte Martin Luther 1522 in der Schlosskirche zu Weimar als Predigt über Kapitel 13 des Paulusbriefes an die Römer formuliert und dann als Grundsatzschrift

Von weltlicher Obrigkeit, wie weit man ihr Gehorsam schuldig sei publiziert. Es ist die preußische Staatsphilosophie geworden, dass Gott disziplinierte, loyale Staatsbürger will und der Weg in den Himmel, etwas überspitzt gesagt, nicht durch Revolution gefördert wird, wie es die von Calvin beeinflussten Engländer und Amerikaner praktiziert haben. Das Luther-Wort über Römer 13 erklärt dann freilich auch, dass Fürsten und Herrscher gleichfalls loyale Diener Gottes bei seinem Wirken auf Erden sein müssen, woraus man den Schluss ziehen konnte, sie seien am Ende auch nichts anderes als Staatsdiener.

Preußens Geschichte handelt ganz wesentlich von diesem in der europäischen Adelswelt neuartigen Herrschertypus. Es ist die Geschichte von Kurfürsten und Königen, die zu Pflichtmaschinen werden. »Ein Regent, der in der Welt mit Ehren regieren will, muss seine Sachen alle selber machen, denn die Regenten sind zum Arbeiten geboren, nicht zum faulen Leben.« (Friedrich Wilhelm I.) Goethe, der Hellsichtige, seismographisch Formulierende, hat das Phänomen bei seinem einzigen Berliner Besuch 1778 in einem Brief an Charlotte von Stein festgehalten: Da draußen in Sanssouci wirke der König gleichsam als Antrieb des Staatsmotors: »... die grose alte Walze FR ... die diese Melodien eine nach der anderen hervorbringt.« Andere

moderne Staaten haben es Preußen in dieser Neudefinition des Herrscherberufes dann nachgemacht. Aber man kann den Preußen nicht nachsagen, dass sie nicht die Ersten gewesen wären.

Alles andere ergibt sich aus diesem Genie zur Abstraktion, zum Beispiel, dass man Einwanderungsland ist, dass man Ausländer holt, Holländer, Hugenotten, Pfälzer, Wallonen, Salzburger, Juden, vielleicht sogar die Türken – die hätte der große Friedrich auch willkommen geheißen, wenn sie nur Steuern bezahlt hätten, dann hätten sie Moscheen bekommen. Man muss Friedrichs Religions-toleranz nicht idealisieren, sie folgte nüchternem, nationalökonomischem Kalkül. Wie kann man aus nichts etwas machen? Ähnlich nüchtern war Preußens Umgang mit dem Militärischen. Das blutige Handwerk des Soldatentums sollte so wissenschaftlich angewendet werden wie möglich. Das Vorbild lieferte das modernere Holland, wo die Hohenzollern Verwandtschaft hatten. Organisiert wurde das neue preußische Militär durch einen genialen Fachmann, der bürgerlich verheiratet war und auch sonst einen klaren Kopf hatte in allen Staatsgeschäften – wir reden vom »alten Dessauer«. Sie kennen die Geschichte der überproportional großen Militärmaschine, die wie ein Uhrwerk funktionieren sollte und ebenso kostspielig war wie jede komplizierte Technik. Teuer war jeder einzelne trainierte Soldat und deswegen möglichst sparsam

einzusetzen. Wenn man die Statistik der europäischen Kriege anschaut, kommen die Preußen erstaunlich gut weg. Nicht wegen ihres Pazifismus', sondern wegen ihres Realitätssinnes.

Was ist es aber, lässt man diese kulturhistorischen Besonderheiten der preußischen Geschichte einmal beiseite, was das eigentliche, nie endende Faszinosum ausmacht? Es ist das Faktum, dass in der Gründungsepoche dicht nacheinander großartige, farbige, denkwürdige Persönlichkeiten auf dem Thron gesessen haben. Geniale Kurfürsten, geniale Könige, geniale Herrscher, manche zugegebenerweise nach den Kategorien der Gegenwart nicht sympathisch in ihren Eigenheiten, aber auffällig, interessant allemal. Friedrich Wilhelm I., brutal, menschlich abschreckend, aber als Staatsorganisator ein Genie. Und dann der, von dem immer die Rede sein wird, von dem vor kurzem ausführlich die Rede war anlässlich eines Jubiläums: Dieser chamäleonartige, schillernde, paradoxe, in jeder Hinsicht aufregende zweite Friedrich, diese Künstlernatur, für die Werke des Friedens begabt wie kein anderer, ein Rechtsstaatler, ein Aufklärer, ein Philosoph, einer, der die Menschen verbessern wollte und damit sicher eines der großen Leitmotive für die preußische Geschichte geliefert hat. Aber eben auch die Personifikation eines anderen Leitmotivs, das dann für die Deutschen, missverstanden im 20. Jahrhundert,

wo es keine Kabinettskriege mehr gab, zum Unglück geworden ist: Risiko. Das Alles-auf-eine-Karte-Setzen, das Vabanquespiel, der Krieg gegen eine »Welt von Feinden«, er hat das alles praktiziert. In drei Kriegen hat er mit äußerstem Einsatz von Gut und Blut des eigenen Staates und der ihm anvertrauten Menschen Preußen in den Rang einer europäischen Großmacht erhoben. Das sagt sich so leicht. Wenn man in die Familiengeschichten des preußischen Adels schaut, der ja verwachsen war mit diesem Militärstaat, notieren wir in den drei Kriegen allein bei den Kleists 58 Gefallene. Und das könnte man so weiter ausführen.

Abenteuerliche Außenpolitik, Expansionsdrang, das »Überspannte«, so hat man gesagt, das sei in die deutsche Geschichte durch ihn geraten. Aber jede Generation kann mit dem geschichtlichen Erbe machen, was sie will. Niemand zwang die deutschen Generäle 1914, 150 Jahre später, eine »friderizianische« Vabanquestrategie anzuwenden. Niemand außer ihm selbst hat Adolf Hitler, den Verbrecher, dazu gezwungen, Friedrich den Großen als Vorbild zu missbrauchen.

Es gibt ein anderes, ganz unproblematisches Erbe, mit dem wir rundum einverstanden sind. Darum sitzen Sie hier, darum geben Sie gern, darum schlagen Ihre Herzen dem Spendenmoment entgegen. Dieser preußische

Kampf um den Platz an der Sonne wurde nämlich auch mit anderen Mitteln als dem Militär geführt, und dies mit einer Großzügigkeit, ja einem Verschwendungsfaktor, der ansonsten Tabu war in preußischen Landen. Ich rede von der Kunst im Dienste der *repraesentatio maiestatis*. Kein Mensch kann sich heute noch vorstellen, dass das große Vorbild des 17./18. Jahrhunderts, der »Sonnenkönig« Ludwig XIV., die Werke seiner Gärtner und Architekten mindestens so ernst genommen hat wie die seiner Generäle. Das Vorbild Frankreichs, diese Idee, dass man – modern gesprochen – »Standortkonkurrenz« betreibt mit allen Künsten, der Stadtbaukunst, der Architektur, der »Land-Art« der großen Parkanlagen, dass man die fürstlichen Konkurrenten ausstechen will durch noch schönere Schlösser und Gärten – all das ist natürlich für uns Nachgeborene eine schöne Sache.

Weniger »preußisch«, vielmehr europäisch ist das alles, wenn man genauer hinschaut. Die Kunsthistoriker können inzwischen ganz genau dem roten Faden der europäischen Vorbilder folgen, der sich durch Preußens Kunstgeschichte zieht. Ich habe gerade gelesen, dass die Zeughausfassade den Louvre-Mittelteil zitiert, und so geht es auch später weiter. Wir lieben das Klischee vom »preußischen Klassizismus«. Aber von Neapel bis Lübeck, vom amerikanischen Louisiana bis ins tiefste Russland hinein hat man palladianisch gebaut. Das ei-

gentümlich Preußische daran sind höchstens jene Schöpfungen, bei denen trotz größter Bescheidenheit im Material etwas so Wunderbares entstanden ist wie Schinkels »Neue Wache«. Insgesamt ist Preußens Architekturgeschichte ganz europäisch, ist ein Teil der großen Sinfonie gemeinsamer ästhetischer Formeln, die erst endete, als mit der Demokratie als Bauherrin die Selbstverständlichkeit verschwand, dass Regierungskunst sich auch in unverwechselbaren, für die Ewigkeit tauglichen Bauten beweisen müsse. Aber ich will hier keine kulturpessimistischen Signale aussenden! Wenn die Sachverständigengruppen, Jurys und Kommissionen trotzdem, dann und wann, schöne Bauten zuwege bringen, wollen wir dankbar sein.

Noch einmal zurück zu unserem historischen Spaziergang. Unweit von Weimar, wo ich herkomme, kann man über die Hügel fahren, über die Schlachtfelder von Jena und Auerstedt – dort ging das friderizianische Preußen im Herbst 1806 unter. Böse Zungen sagten damals, der einzige Mensch, der davon etwas gehabt habe, sei Christiane Vulpius gewesen, Goethes Geliebte und langjährige Lebensgefährtin, weil er am nächsten Morgen beschloss, Christiane zu heiraten: aus Dankbarkeit, dass sie die französischen Plünderer an der Haustür abgewehrt hatte, während der große Geist weiter hinten angstvoll der Dinge harrete.

Also: Katastrophe bei Jena und danach im Katzenjammer Neubeginn in Preußen. Reformen aus dem Erlebnis: Es geht nicht weiter, wenn wir so weitermachen. Die Reformer, Stein, Hardenberg, Scharnhorst und Humboldt, träumten von demokratischen Strukturen in einem monarchischen Gehäuse. So richtig geht das nie, das wissen wir. Demokratie gibt es ganz oder gar nicht. Aber was daraus wurde, dieser Höhenflug einer neuen Bildungspolitik, einer neuen Kommunalpolitik, das konnte sich sehen lassen und hätte vielleicht, wenn Menschen anders gewesen wären, als sie sind, 1848 schon zur Konsequenz einer schwarz-rot-goldenen Reichskrone, zu einer konstitutionellen Monarchie führen können. Es war nicht so. Es ging nicht. Heute sollten wir keine Zensuren verteilen, auch wenn uns ein »englischer« Weg der preußisch-deutschen Geschichte so unendlich hätte viel ersparen können.

Und dann kam, wie so oft in der Geschichte, ungeplant, unvorhergesehen, unplanbar, Bismarck, der Außerordentliche. Bismarcks Persönlichkeit ist kein erwartbares Ergebnis der preußischen Geschichte gewesen. Was er mit dem Staat Preußen machte, war seine eigene revolutionäre Erfindung. Ob Bismarck ein schöpferischer Zerstörer war, darüber wollen wir heute nicht diskutieren. Er packte, pragmatisch, wie er sagte, den Mantel der Geschichte und schuf das Deutsche Reich, einen Föderativstaat, gemischt aus Monarchien und Republiken mit einem Kaiser als erblichem Staatspräsidenten. Man sagt, das sei das Ende Preußens gewesen. Jedenfalls meinte der alte Wilhelm I. am 17. Januar 1871 in Versailles: »Morgen ist der unglücklichste Tag meines Lebens. Da tragen wir das preußische Königtum zu Grabe.« Bismarck mokierte sich über die wunderlichen Gefühle des alten Mannes, aber der Alte hatte recht, denn des ersten Kaisers eigentlicher Nachfolger, Wilhelm II., war kein Preußenherrscher alten Typus mehr, sondern herrschte mit einer Formel, die Walther Rathenau boshaft, aber genau als »elektrokinematographischen Caesaropapismus« analysiert hatte.

Die Jahre dieses Nicht-mehr-Preußens und Noch-nicht-modernen-Deutschlands sind von zwei großen Leitmotiven gekennzeichnet: Das eine ist der Abschied, der große Abschied, ausgesprochen, geschrieben, erwandert durch Theodor Fontane. Seine Wanderungen, diese liebevolle Versenkung in die Mark, in das Altpreußische, sind eigentlich ein ständiges Abschiedswinken mit Tränen in den Augen. Draußen lärmten die modernen Massenschlachten von Königgrätz und Sedan, lärmte die nationale Massenpresse in ihrem chauvinistischen Furor gegen Frankreich, und Fontane ging in die kleine Welt und sah sich um, wie sie aussieht, bevor die große Globalisierung auch dort zuschlagen würde. Es

gibt eine wunderbare Szene im *Stechlin* (1897), in der sich eine gesellige Runde um den Mittagstisch eingefunden hat. Man plaudert über den Sozialismus und den Telegrafengerät und ihre verderblichen Wirkungen: Zerstörer der alten Welt. Und man sagt: »... so könnten wir den Kaiser von China wissen lassen, dass wir hier versammelt sind und seiner gedacht haben«, setzt aber hinzu: »... aber uns liegt nicht daran ...« Bald danach wollte alle Welt die neuen Kommunikationstechniken ausleben, und die alte Welt, auch die Preußens, verschwand in wenigen Jahren.

Diese Fontanesche Abschiedsgeste dem preußischen Adel gegenüber ist nobel. Fontane meint: Wir wollen ihn besuchen wie die Pharaonen im Ägyptischen Museum. Aber politisch soll er keine Macht mehr haben. Die Literarisierung und also Musealisierung des preußischen Adels hat Fontane mit all seiner Kunst zuwege gebracht. Der zweite Wunsch ging nicht in Erfüllung. Der preußische Adel hat durch das hartnäckig verteidigte Dreiklassenwahlrecht und durch seine Loyalität gegenüber Wilhelm II. die politische Modernisierung Deutschlands, die nur Demokratisierung heißen konnte, erheblich verzögert.

Stundenlang könnten wir in den Fontane-Romanen spazieren gehen und darüber nachdenken, ob in ihnen das wahrhaft Preußische versammelt ist, der Stolz als

Fluidum, das Nachdenken über Ehre, das Duell, das Unwiederbringliche, oder ob es Fontanes eigener Kopf ist, der sich selbst in sein Romanpersonal hineinprojiziert hat. Die Frage ist nicht zu beantworten und wahrscheinlich sogar falsch gestellt: Geschichte ist das, was wir von ihr in unser Leben eingemeinden. Für uns Nachgeborene ist Fontane das Preußische, eine Abschiedssinfonie.

Es gibt für mich aber, wenn ich nach den späten Jahren Preußens frage, auch das Prinzip Anfang, genauer gesagt, zwei große Anfänge. Da ist einmal der sozialgeschichtlich sensationelle, von niemandem vorhergesehene, von vielen mit Neid und Missgunst beängte Aufstieg des preußischen Judentums. 100 Jahre vorher noch ganz unsichtbar, jetzt auf einmal im Mittelpunkt des Geschehens: Moses Mendelssohn, Felix Mendelssohn Bartholdy, Abraham Geiger, James Simon, die Ullsteins, die Mosses, die Cassirers, die Liebermanns, die Rathenaus, Maximilian Harden und so weiter, bis hin zu dem genialen Feuerwerk der jüdisch-deutschen Unterhaltungskultur um 1930, als Berlin kurz vor dem Sprung in amerikanische Dimensionen stand.

Der zweite Anfang, das ist das moderne Berlin. Warum soll man nicht sagen: Ein Geschenk Preußens an die Deutschen? Dieses neue Berlin mit seiner Sprache, die

ja kein Dialekt ist, sondern eine ganz neue Großstadt-
sprache, die Migrationsstadt, die Intelligenzstadt, dieses
Ironielabor, die einzige wirkliche Weltstadt der Deutschen,
diese Stadt, die nach dem unvermeidbar zu zitierenden
Wort von Karl Scheffler »immerfort zu werden und
niemals zu sein verdammt« ist. Berlin ist eine späte
preußische Schöpfung, Produkt des preußischen Mel-
ting-Pot-Prinzips, das man früher Peuplierung nannte,
also eine Schöpfung, ganz maßgeblich erfunden von
den Migranten und ihrem notgedrungen »verwegenen«
(so Goethes Wort über die Berliner) Überlebenswillen.
Das Phänomen Berlin hat den Deutschen seit 1871
vorgeführt, dass man auch ganz anders leben kann als
auf die hergebrachte, in München oder Hamburg prak-
tizierte Weise.

Natürlich ist das jetzt, blicken wir vor 1914 zurück, ein
wenig idealisiert. Gingen wir spazieren im Jahr 1910,
dann würden wir sehr viele Uniformen im Straßenbild
und viel Militarismus finden – das Wort kann gar nicht
vermieden werden. Aber die Geschichte ist listig. Dieses
»Wo haben Sie gedient?«, diese Vergötzung des Militärs
hat im restlichen Deutschland gewaltige Widerstands-
kräfte geweckt, im betont zivilen Frankfurt etwa oder
bei den Bayern, die sich im Antipreußentum eine moderne
Identität erschufen. Im Münchner *Simplicissimus*, der
wesentlich von Preußen-Karikaturen lebte. In des Han-

seaten Heinrich Manns *Untertan*, in dem der preußische
Schuldrill vorgeführt wurde. Die Deutschen schauten auf
das Preußische und fanden es zum Teil vorbildlich –
alle deutschen Städte führten die Pickelhaube als Poli-
zeimütze ein. Aber in vielerlei Hinsicht fanden sie auch:
So machen wir es nicht! In der Sozialdemokratie, im
katholisch-sozialen Milieu, im Bewusstsein des Rheinlands
führte die Herausforderung durch das machtvolle preu-
ßische Lebensgefühl zu kraftvollen Alternativen. Die
Dialektik zwischen Preußentum und Antipreußentum
hat Deutschland nach 1871 ganz lebendig gemacht.

Das wird am besten wiederum sichtbar am Modell
Berlin: die Hochspannung zwischen dem militärisch-
industriellen Komplex in Spandau und dem Zeitungsviertel
in der Friedrichstadt, dem Tingeltangel in der Fried-
richstraße und dem Hohenzollern-Dom an der Spree,
dem militärischen Potsdam und dem roten Wedding,
der monarchischen Innenstadt und dem liberalen
Westen, dem Kontrast zwischen Museumsinsel und Ex-
pressionistenateliers. Das alles – man könnte lange
fortfahren – hat Berlin zur Hauptstadt der Moderne
gemacht.

Beinahe, das kann man in Golo Manns *Deutsche Ge-
schichte des 19. und 20. Jahrhunderts* nachlesen, wäre
auch alles gut gegangen mit dem Weg zur konstitutio-
nellen Monarchie, und wir würden heute vielleicht

eine demokratiekompatible Queen haben aus Hohenzollern-Geschlecht. Stattdessen das große Unglück von 1914/18. Der Ausbruch des Ersten Weltkrieges war kein allein durch Preußen verursachtes Unheil. Die Fortführung aber, wir haben davon anlässlich der Ausführungen zu Friedrich II. gesprochen, lässt sich nicht ohne das Missverständnis der Zeitgenossen nachvollziehen, es gehe wieder einmal um das »Durchhalten«, das dann zum sicheren Sieg führe. Von Thomas Mann gibt es aus dem Jahr 1914 die Erzählung *Friedrich und die große Koalition*, die diesen Irrtum auf schreckliche Weise spiegelt. Die technologischen Massenschlachten hatten aber nichts mehr mit Friedrichs Kriegen und seiner Feldherrenfortüne zu tun. Industrielle Vernichtungskraft entschied den Ersten Weltkrieg. Wer da noch von preußischem Heroismus redete, missbrauchte die Geschichte.

Als alles vorbei war, gab es leider erst recht Missbrauch. In München saß ein vereinsamter Geschichtsphilosoph, Oswald Spengler, der gerade den *Untergang des Abendlandes* verkündet hatte. 1919 publizierte er eine Schrift über *Preußentum und Sozialismus*. In ihr wütete er gegen Arbeiterbewegung, SPD und Republik und ernannte Friedrich Wilhelm I. kurzerhand zum ersten Sozialisten: Befehl und Gehorsam bildeten den wahren Sozialismus. Kein Wunder, dass Joseph Goebbels später begeistert

von solchen Deutungen war und diese Schwindeltöne in die NS-Propaganda einbrachte.

Manche Historiker sagen, dass der 20. Juli 1932 endgültig, nach dem Vorspiel am 18. Januar 1871, das wirkliche Ende von Preußen gewesen sei. Wir erinnern uns an den »Preußenschlag«: Hindenburg und Papen stürzten mit Sonderermächtigungen die demokratische Regierung Preußens. Es gab eine juristische Beschwerde, über die niemals entschieden wurde. Am Preußenschlag und am nachfolgenden Ruin der parlamentarischen Demokratie in Deutschland haben wichtige Exponenten der alten Eliten Preußens mitgewirkt. Natürlich gab es im 20. Jahrhundert nicht mehr das kompakte Handeln eines ganzen »Standes« wie in der vormodernen Zeit. Aber wenn es so etwas gibt wie historische Verantwortung einer Lebensform, die für sich immer Herrschaftsverantwortung reklamiert hatte, dann hier.

Den Erdrutsch in den Untergang aller Gesittung kennen wir alle. Wir kennen das schreckliche Bild vom 21. März 1933, die Lügeninszenierung in der Garnisonskirche in Potsdam: Hier Hitler, der Bürgerkrieger in der Maske des Staatsmannes, der Verbrecher, im Cutaway, und dort, in Uniform, der alte Reichspräsident, der nicht wusste, was er tat. Die Reichswehr, dieses 100 000-Mann-Heer, das sich als »preußisch« verstand, glaubte sich rehabilitiert, gerettet, glaubte sich in den Stand

gesetzt, endlich wieder an glänzende Traditionen anknüpfen zu können. Wie es weiterging, 1933, 1934, mit der Vereidigung auf einen »Führer« genannten Diktator, der preußische Rechtsstaatlichkeit mit Füßen trat, ist wohlbekannt. Ich schweige über den propagandistischen Missbrauch preußischer Bilder in der Nazi-Zeit. Adolf Hitler und seine Schergen haben wahllos deutsche Traditionen und Werte, ob Goethe und Schiller, ob Natur und Volkslied, ob Luther oder Dürer, ob Technik oder Wissenschaft genau so in ihr phrasenhaftes Propagandagebräu gemischt wie das Preußentum. Hitlers Krieg hat dann den »Familienverband«, der vom 20. Jahrhundert in das alte Preußen zurückreichte, in hohem Maße zerstört und vernichtet. Tausende und Abertausende Angehörige der alten preußischen Familien sind auf den Schlachtfeldern ums Leben gekommen. Dann, unvergesslich, jedes Jahr zu feiern, nicht oft genug zu erinnern, der Aufstand gegen den Tyrannen am 20. Juli 1944, erfolglos, aber nicht umsonst. Man hat mit Recht gesagt, dies sei die Lebensrettung der verlorenen preußischen Ehre gewesen. Bei der Einordnung des 20. Juli in unser Gedächtnis geht es um die Symbolik. Alle großen alten Familien, wie die Yorcks, die Moltkes, die Schwerins, die Schulenburgs oder die Lehndorffs und auch die kommunalpolitischen Eliten, die es seit den Stein-Hardenbergschen Kommu-

nalverfassungen in Preußen gab, haben sich beteiligt und sind untergegangen und haben das bisschen an deutscher Ehre gerettet, was zu retten war.

Im Februar 1947 sprachen die Sieger über Deutschland ihre Interpretation der Preußen-Bilanz aus. Das Kontrollratsgesetz Nummer 46 löste Preußen auf, als »Träger von Militarismus und Reaktion«. Es ist sehr interessant, dass dieses Wort »Reaktion«, das ein eher emphatisches ist als ein politologisches, hier in einen Gesetzestext Eingang gefunden hat. Vielleicht sollte man über dieses Auflösungsgesetz aber gar nicht so viel nachdenken. Es war als eine juristische Formel rundum ein *factum brutum*, wie es das in der Geschichte immer wieder gegeben hat: Wer einen Angriffskrieg führt und ihn verliert, verliert auch das Land, das die siegreiche Armee erobert hat. Das war so und wird so bleiben: Katastrophe und *finis Germaniae*, jedenfalls im deutschen Osten. Ostpreußen, Schlesien, Pommern, für immer fort.

Dem Landverlust folgte, ganz konsequent, der Untergang der altpreußischen Sozialstrukturen. In der sowjetischen Besatzungszone erfolgte die Enteignung, propagandistisch als »Junkerland in Bauernhand« verkauft. Die Sprengungen des Berliner Schlosses, der Potsdamer Garnisonskirche und des Potsdamer Schlosses gaben die Richtung vor. Jahrzehntlang dann Zerstörung von Hunderten von

Landsitzen in Brandenburg, Vorpommern und Mecklenburg, von Schlesien, vom Verschwinden der gebauten Adelskultur in Ostpreußen und Pommern ganz zu schweigen. Es war, so kann man es auch sehen, das fast vollständige Verschwinden der Kulturlandschaftsbilder, die Preußen ausgemacht hatten. Gott sei Dank ist dies und das, manchmal durch Zufall, übrig geblieben bis zur großen Zeitenwende von 1989. Freilich, die »ostdeutsche« Landschaft bis tief nach Ostmitteleuropa hinein, die geprägt war von adeligem Landleben und europäischem Geist, ist für immer dahin.

Dieser Untergang des deutschen Ostens hat die große Orientierung der Deutschen nach Westen hin bewirkt. Auf einmal wohnten die Deutschen sozusagen am Atlantik, waren Westler geworden. Seit 1945 sind wir Randbewohner der transatlantischen Gemeinschaft. Der Kölner Oberbürgermeister Adenauer, schon immer ein entschiedener Westeuropäer, hat 1946, kurz bevor ihn die Briten wegen »Unfähigkeit« absetzten, ganz hart und illusionslos den dauerhaften Verlust des deutschen Ostens konstatiert. Und er hat natürlich Recht behalten.

»Preußen« war von da an ein Phänomen, sozusagen eingefroren vor allem im Zustand Berlins. Eine Stadt als Momentaufnahme der militärischen Situation des 8. Mai 1945: mit der Glienicker Brücke, mit der Zerschneidung der Welt in zwei Teile und den Zeugnissen

eines Mini-Preußens in den Berliner Monumenten, ob im Westen, ob im Osten. Auf beiden Seiten bedroht von der Abrisswut der Zeit des Wiederaufbaus, die ideologisch unterschiedliche Motive hatte, in der Konsequenz aber ähnlich wirkte. Geschichtsbewusste Leute ganz unterschiedlicher Couleur retteten, was sie retten konnten, zum Beispiel das Schloss Charlottenburg im Westen oder im Osten das Zeughaus und die Neue Wache. Das Königsschloss fiel trotz vieler Proteste dem Vandalismus der SED zum Opfer. Wer Augen hatte zu sehen, fand die Erinnerung an Preußen als funktionierenden Fortschrittsstaat auch in den glanzvollen Rathäusern, Schulbauten und Kliniken, Museen und Forschungsstätten Berlins wieder.

Nun zu einem merkwürdigen, heute schon fast vergessenen Missverständnis. In Westdeutschland, in der Bundesrepublik, gab es eine Wandersage, die hieß, die DDR sei das rote Preußen. Jeder, der die DDR kannte, wusste, dass das natürlich nicht stimmte. Es gab Dörfer wie in alter Zeit, es gab Lindenalleen, die in Ermangelung von Massenautomobilismus noch nicht so bedroht waren wie im Westen. Aber ansonsten war die DDR eine überwiegend kleinliche und bald schon im Inneren mutlose Diktatur, kein rotes Preußen-Königreich. Preußen war 1946 untergegangen, im Westen, wo auf vormals

preußischem Territorium Nordrhein-Westfalen und Niedersachsen entstanden waren, wie im Osten, wo »Bezirke« die alten föderalen Grenzziehungen zerstört hatten. Preußens Unsichtbarkeit zeigte sich sehr deutlich in der Revolution der DDR 1989/90. Es gab, soweit ich weiß, nicht einen einzigen ernsthaften Ruf nach Rekonstruktion von Preußen. Später ist es nicht einmal gelungen, Berlin und Brandenburg zu vereinigen.

Versuchen wir einmal eine Bilanz: Was bleibt von Preußen heute? In Berlin fällt die Antwort ganz leicht. Nahezu alles, was in Berlin als historisches Erbe in Kunst, Kultur und Wissenschaft lebendig ist, die Museumsinsel, die Schlösser und Kirchen, Parks, die Oper, das Schauspiel- und jetzt Konzerthaus, die Akademie der Künste, die Akademie der Wissenschaften, eine Universität immerhin, alles, alles preußisches Erbe, nun im Besitz eines Stadtstaates, der eigentlich hoffnungslos überfordert wäre, dieses Erbe zu pflegen. Gott sei Dank greift die Bundesrepublik als Ganzes tüchtig in die Taschen und bekennt sich kulturell zum preußischen Erbe. Wunderbar ist, dass der zerstreute, nach dem Zweiten Weltkrieg schon fast an Baden-Württemberg, an Hessen, an Bayern verlorene preußische Kulturbesitz, die Nofretete inbegriffen, wieder in Berlin zusammengekommen ist. Das verdanken wir manchen eigensinnigen

Altpreußen in der Bonner Beamtenschaft, die in der Stille dafür sorgten, dass dieses preußische Kulturerbe nicht in alle Winde zerstreut wurde. Heute gehört die Stiftung Preußischer Kulturbesitz zum »Tafelsilber« der Bundesrepublik, die sich freut, dass sie in ihrer neuen Hauptstadt Berlin damit so gut Staat machen kann. Zur positiven Bilanz gehört auch die Karriere Berlins als Hauptstadt: Als preußische Metropole war Berlin mal mehr, mal weniger beliebt bei den Deutschen – geliebt eigentlich nie. Der junge Goethe war »... fritzisch gesinnt: denn was ging uns Preußen an? Es war die Persönlichkeit des großen Königs, die auf alle Gemüter wirkte.« Die Süddeutschen, vor allem die katholischen, die Rheinländer und Westfalen haben Berlin nicht gerne gehabt. Von den europäischen Nachbarn, denen »Berlin« als Synonym für Machtpolitik unheimlich war, ganz zu schweigen. Jetzt lieben alle Deutschen Berlin, und die Welt stimmt ein in den Hymnus auf das Gegenwarts-Berlin. Warum? Wahrscheinlich, weil es eben gar nicht mehr preußisch ist, sondern oft das Gegenteil vom Klischee bürokratischer Perfektion bietet. In Gegenwart eines Staatssekretärs erspare ich mir freilich jede Kritik an all dem, was in Berlin nicht klappt. Preußisch im Sinne von »Haben Sie gedient?« und Unterordnung, Befehl und Gehorsam, ist Berlin ganz sicher nicht mehr.

Abschließend ein paar Gedanken über preußische Tugenden und Sünden. Nicolaus Sombart hat 2001 geschrieben, Preußen sei abnorm, künstlich und gewalttätig, sei ohne natürliches Raumgefüge, sei allein Produkt des Machtwillens entschlossener Männer gewesen. Nun: Ist das mit Großbritannien und Irland anders? Sind die USA »normal« gewachsen und nicht als eine durchaus künstlich und gewalttätig, auf fremdem Territorium sich entwickelnde Eroberungsgesellschaft, eine Sklavenhaltergesellschaft dazu – und dennoch Wiege der modernen Demokratie. Paradoxe, bizarrer geht es gar nicht.

Ist Schweden anders als gewalttätig, künstlich, abnorm gewachsen und gewesen in seiner imperialen Zeit? War das Königreich Ungarn vor 1918 ein natürliches Gebilde? Mitnichten.

Nun zu den angeblich typisch preußischen Tugenden: Das »Travailler pour le roi de Prusse«, dass man als Beamter nicht viel bezahlt bekommt, sondern seine Ehre dann auf dem Grabstein vermerkt findet, gibt es in allen modernen Staaten. Abstraktion des Staatsdienens, Pflichtideologie, programmatische Selbstlosigkeit, das gab es nicht nur in Preußen, sondern im napoleonischen Frankreich genauso. Fontanes vielleicht schönstes Gedicht über die preußische Pflichtethik scheint mir *John Maynard*, das von einem amerikanischen Steuermann auf dem

Erieseer handelt, der in einer Katastrophe eben so handelt, wie man es nicht nur als preußischer Offizier, sondern als solidarischer Mitmensch eben muss: Er opfert sich für die ihm Anvertrauten. Das tun alle braven Menschen überall auf der Welt.

Fazit: Tugend und Sünden gibt es in allen europäischen Monarchien und Geschichtssphänomenen gleichermaßen. Je mehr man sich in das Thema vertieft, desto weniger leuchtet die Sonderwegstheorie ein.

Und jetzt, zum Schluss, ein Wort über die Freundschaft. Sie sind Freunde von Schlössern und Gärten. Ihre Freundschaft richtet sich auf etwas, das andere für uns geschaffen haben. Wir sind, was wir geworden sind, sagt man. Wir wohnen, metaphorisch gesprochen, in Gehäusen, die unsere Vorfahren gebaut haben. Wir sind umgeben von gestalteter Natur, von urbanen Gefügen, von jahrtausendealten Eingriffen der Menschen in die Welt. Dieses märkische Sandgebiet, auf dem wir uns befinden, ist zur Stadt, zum Schloss und Schlosspark geworden.

Warum empfinden wir das heute besonders stark? Vielleicht, weil sich die Geschwindigkeit im Produzieren und Wegwerfen von Zivilisationsgütern so ungeheuer beschleunigt hat. Wir brauchen die Nähe und Freundschaft zum historischen Erbe als demonstrative Ge-

genbewegung. Wir brauchen die Nähe auch als Kompass in einer entfesselten Bilderwelt, die uns konfus machen könnte. Überdeutlich orientieren sich unsere Erinnerung, unser Zeitbewusstsein und unser Gefühl für schön oder hässlich an den architektonischen Denkmälern, die aus früherer Zeit auf uns gekommen sind. Die Schlösser und Gärten, die Kathedralen und Kapellen haben Menschen erbaut, die im politisch-moralischen Sinn sicherlich meistens ganz anders gewesen sind als wir. Wir müssen überhaupt nicht einverstanden sein mit ihrer Rolle in der Geschichte, um mit ihren ästhetischen Schöpfungen zu sympathisieren. Vielleicht, so könnte man überspitzt sagen, muss man nicht einmal sehr viel wissen von ihnen, um dennoch von dieser Schönheitsbotschaft fasziniert zu sein, die sie uns über die Distanz von Jahrhunderten zurufen. Ihr Gestaltungswille, das Werk dieser Baumeister wie der fürstlichen Auftraggeber, ist Teil von uns, zu unserer eigenen Natur geworden. Der Mensch ist ein historisches Wesen, das einzige, das über die Erfahrung von Zeit und Erinnerung über eine Generation hinaus verfügt. Darum brauchen wir die Denkmale wie die Luft zum Atmen. Sie geben unserer Lebenszeit Rahmen und Perspektive, sie fordern uns heraus, in unserer Zeit gleichermaßen ehrgeizige und strenge Maßstäbe an unsere Gestaltungen anzulegen, kurz: unsere Zeit ins Verhältnis zu setzen zu ihrer Zeit.

Freundschaft zu Denkmälern, ich habe darüber nachgedacht, ist vielleicht einfach die moderne Form einer uralten, lebensnotwendigen Gebärde, die im Dekalog zu Anfang unserer abendländischen Moral mit dem Satz ausgedrückt wird: »Du sollst Vater und Mutter ehren...« – der Satz geht bekanntlich weiter – »... damit es dir wohl ergehe auf Erden.« Preußen ist Teil unserer deutschen Familiengeschichte. Und wie es mit Familiengeschichten so ist: Ob wir mehr lieben, mehr ehren oder mehr staunen oder gar zornig sind, das bleibt uns selbst überlassen.

Der Festvortrag *Nachdenken über Preußen* wurde von Prof. Dr. Christoph Stölzl am Sonntag, den 4. August 2013, anlässlich des 30-jährigen Jubiläums der Freunde der Preußischen Schlösser und Gärten e.V. im Schloss Charlottenburg, Berlin, gehalten.

Unser großer Dank geht an die Villa Grisebach, Berlin, für ihre Unterstützung.

Zum 30-jährigen Jubiläum der Freunde der Preußischen Schlösser und Gärten e. V. erschien die reich bebilderte Publikation *Fördern. Bewahren. Verbinden. 30 Jahre Freunde der Preußischen Schlösser und Gärten*, die unter www.museumsshop-im-schloss.de bestellt oder in den Museumsshops u. a. von Schloss Charlottenburg und Schloss Sanssouci erworben werden kann.

Herausgeber

Freunde der Preußischen Schlösser und Gärten e. V.

Gestaltung, Lektorat, Herstellung

Reschke, Steffens & Kruse, Berlin/Köln

Schrift Rotis SansSerif

Papier 90 g/m² Alster Werkdruck 1,5-faches Volumen

Druck und buchbinderische Verarbeitung

DBM Druckhaus Berlin Mitte GmbH

© 2013 Herausgeber und Christoph Stölzl (Text)

Freunde der Preußischen Schlösser und Gärten e. V.

Schloss Glienicke · Königstraße 36 · 14109 Berlin

Telefon 030 80 60 29 20 · Fax 030 80 60 29 21

info@freunde-psg.de · www.freunde-psg.de